

Die Neue Welt



Nr. 12

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Westend.

Von Hans Roeder.

Wie eine gewaltige Käseglocke aus dunkelblauem Glase wölbte sich der Septemberhimmel über das unabsehbare Häusermeer, und die langen, geraden Straßen mit ihren vier-eckigen Gebäudekomplexen lugten den Limburgerkäse gleich friedlich daraus hervor. Die Sonne schien vergnügt und klar wie lange nicht. Ihr Licht zeigte jene reine, ruhige, dunkelgelbe Farbenprägung, die ihm nur an schönen Herbsttagen, an der Scheide zwischen Sommer und Herbst eigentümlich ist. Aus diesem Sonnenlicht leuchtet eine gewisse Ruhe und Sicherheit hervor, die erhaben ist über das stürmische Feuer der Frühlingstage und die verzehrende Gluth des Sommers. Dieses Licht ist kraftvoll und satt, ein Ton vornehmer Selbstzufriedenheit strahlt von ihm aus, und dennoch mischen sich, zugleich ganz leise zwar, aber wohl recht merklich, die ersten Anzeichen des lässigen Sichhingebens, des Ueber-sattens und der Ermattung herein.

So glück diese abgeklärte, milde Herbstsonne fast dem runden Gesicht eines Paters, der im Bewußtsein seiner Heiligkeit, verklärt durch den matten Glanz, den der wärmende Saft der Reben mit den Jahren auf die Menschen zurückstrahlt, würdevoll auf die Thorheiten Anderer herabschaut, nachdem auch er in jungen Tagen mit feurigen Sinnen gelebt, geliebt und gelitten. Nein, wenn man die Sonne so würdevoll an ihren Strahlen hängen sah, die wie gelbe Zwirnsfäden an die langen Häuserreihen angeknüpft schienen, so nahm sie sich aus wie ein mächtiges Siegel von gelbem Wachs, das irgend ein himmlischer Exekutor von Rechts wegen im Namen irgend eines Gesetzes der gottlosen Millionenstadt an der Spree auf die Seele gebunden.

Was Wunder, daß auf der ganzen Natur eine feierliche Stimmung lastete, eine Stille, wie sie in einem Strahladen herrscht, den das Rechtsbedürfnis der Menschen mit seinen erbarmungslosen Händen unter Siegel gelegt. Auch dort ist es still und feierlich, süßer Friede weilet, wenn nicht gerade die Mäuse in Ermangelung besserer Dinge sich an dem Mehlteufel der hohen Obrigkeit vergreifen und respektlos die geheiligten Siegel zernagen; denn die Mäuse haben kein Verstand für das, was die Menschen Gerechtigkeit zu nennen pflegen. Die Luft war milde und klar, so klar, als wäre sie chemisch gereinigt worden. Vom Kreuzberg bis zum Wedding, vom Julinsturm in Spandau bis zum Storchneß in Stralau hätte kein Floh über die Straße springen können, ohne sein Leben zu Markte zu tragen, selbst dann nicht, wenn die Straßen und Plätze Berlins polizeilich abgesperrt gewesen wären, was aber nicht der Fall war. Sogar die unheilswangeren Dunstwolken, in denen das Hoffen und die Verzweiflung Millionen rastloser Menschen gleichgültig verflirrt

und die wie ein Warnungszeichen über dem zermürbenden Getriebe der Großstädte zu schweben pflegen, sogar diese Dunstwolken hatten sich in der leichten Luft des heiteren Septembertages rein gebadet und waren verschwunden. Kurz, das ganze Berlin lächelte, wie es nur selten noch lacht, seit es sich vom unschuldigen Fischerdorf zur millionenverschlingenden Großstadt emporgeschwungen. Nicht einmal die melancholischen Gewässer der Spree, die sich trüb-selig durchs Leben schlängeln, als bedrückten sie die allerhand Geschäfte und Geschäftchen, mit denen an ihren Ufern alltäglich das Zuchthaus umgangen wird, nicht einmal dieses undefinierbare Raß vermochte die heitere Anmuth der lichtdurchtränkten Herbstlandschaft zu stören. Mit ihrem unheimlichen Gran, einer Ringelnatter gleich, die inmitten des Häusergewirrs frieblich dalag, schien auch sie sich behaglich zu sonnen in dem Glanz der leuchtenden Sonne.

Es war der große Tag von Westend, der Tag der großen Hindernisrennen. Vom Brandenburger Thor bis hinauf zur Höhe von Westend herrschte reges Treiben. In langen Reihen folgten sich die Wagen auf der breiten Straße. Hier sah man einen Möbelwagen, der, zum Massenvehikel umgestaltet, sich langsam fortbewegte. In seinem Mittelpunkt war ein Bierfaß aufgestellt, das sozusagen den Schwerpunkt des Ganzen bildete und dazu bestimmt schien, während der langen Fahrt das europäische Gleichgewicht unter den zahlreichen Insassen aufrecht zu erhalten. Dort fuhren Droschken, Kram-fener, Landauer mit und ohne Gummiräder, Sport-wagen und was es sonst noch an Gespannen aller Art giebt. Es war ein internationales Potpourri von Wagen, eine wahre Musterkarte für Stellmacher und Wagenbauer. Ebenso buntscheckig war das Aussehen der Pferde, die vor all diesen Gespannen im Dienste der Menschen ihre Frohuden verrichteten. Auch unter diesen giebt es Aristokraten, die im Ueberfluß leben, behütet und gepflegt werden, und Lohn- und Arbeitsflaven, die die Bitterniß des Daseins und des Menschendienstes auskosten müssen bis auf den Grund. Da war manch armer Klepper, der, wäre er im Stande gewesen zu reden, hätte furchtbare Anklage erhoben wider die Menschen, die gewaltthätigsten Raubthiere der Erde.

Der Rennplatz ist ein Komödienhaus, ein Schlupf-winkel für allerlei Laster, und wenn auch Manche hinauswüßten auf den grünen Rasen, um von den Mühen der Arbeit zu rasten, Licht und Luft zu genießen, der Mehrzahl ist die Rennbahn eine Zentral-markthalle ihrer Eitelkeit. Geschminkt, pomadisiert und parfümirt, mit allen Künsten der Toilette und der Verstellung bis zur Unkenntlichkeit ihres besseren oder schlechteren Selbst vermunnt, rollten und wanderten sie dahin die Männlein und die Weiblein. Sie dünkten sich nicht geringer als der Herrgott in Person und doch der Verstand des Menschen ist klein, sehr klein und ihr Rückgrat ist biegsam wie Weiden-gerten. Was Wunder, mit Tönen des Stannens,

der Bewunderung und des Beifalls wurden die prozigen Biererzüge empfangen, und furchtsam wie Spagen, wenn sich der Habicht von Ferne zeigt, wichen sie Alle aus oder hielten an, um Platz zu schaffen, sobald das Holla des vornehmen Wagen-leuters erklang. Der Gedanke, daß die öffentlichen Verkehrsstraßen von der Gesamtheit erbaut und erhalten, daß Alle auf ihnen die gleichen Rechte und Pflichten haben, diese Ueberzeugung schien über den Horizont dieser Menschen hinauszugehen.

Sogar die feurigen Pferde der vornehmen Bier-gespanne schienen sich ihres vorwegnehmenden Rechtes als ihres selbstverständlichen, guten Rechtes bewußt. Es war, als blickten sie mit Verachtung auf die feige Erbärmlichkeit der Menschen, in der dieses, ihr eigenes Recht tief und sicher wurzelte. Mit Grandezza sprengten sie durch die sich bildenden hohlen Gassen an den stumpfsinnigen Führern ihrer weniger glück-lichen vierbeinigen Kollegen vorbei. Nicht weniger stolz blickten die feudalen Lenker dieser Gefährte von ihren hohen Kutscherböcken herab. Auch aus ihren Blicken sprach Verachtung der Menschen, aber das Feuer fehlte, das ihre Pferde anszeichnete. Es war zumeist der Stumpfsinn, der dort seine Flöte blies, wenn diese widernatürlichen Modepuppen über die wohlgepflegten Spitzen ihrer Schnurrbärte, die wie die Hörner der Ochsen im Mecklenburger Wappen in die Welt hinausragten, um sich blickten. Und Alles war pass, mit Verückung blickten die gebankenlosen Müßiggänger empor zu diesen armen Reichen. Ganz vereinzelt nur hörte man ein heißendes Wigwort über die hohle Komödie, die sich dort auf der Land-straße abspielte.

Auch die Leierkastenmänner an der Chaussee brehen ihre Orgeln noch lebhafter, sobald sich ein Bierpänner blicken ließ. Sie wußten warum; diese vornehmen Herren waren gute Kunden, die gewöhn-lich nicht knauserten mit Trinkgeldern und Almosen, zumal an solchen Tagen, an denen ihre Gaben nicht unbemerkt bleiben konnten und dazu beitrugen, um den gütigen Gebern einen populären Nimbus zu weben. Ueberhaupt waren die Rennstage die großen, die goldenen Tage im Leben der Leiermänner auf der Charlottenburger Chaussee, die mit schweißgebäderten Stirnen aus den Bretterwänden ihrer Kästen die süßesten Melodien hervorzauberten. Das war eine Symphonie von Melodien, Grunz- und Quietsch-Tönen, eine Polka von allen möglichen Lauten, über die hin und wieder das vornehme, schneidige Holla der Bierpänner wie das Klatschen einer schallenden Ohrfeige hinausklang. Der tosenden Brandung eines fernen Ozeans gleich drang dieser Lärm durch die lauschigen Gänge des Thiergartens, bis er endlich verstummte und das Zickzack der Rothkehlchen wieder hörbar wurde, die den nahenden Herbst begrüßten und den welken, fallenden Blättern ein Todtenlied sangen.

Allmähig hatte sich der Rennplatz gefüllt, die Musik spielte, die Geschäfte der Buchmacher florirten

und am Totalisator war ein Gedränge wie in einem Ameisenhaufen. Mit den Wetten und dem Glücksspiel stehen und fallen die Rennen. Die Sucht, sich mühelos auf Kosten Anderer zu bereichern, der Kinderergötze an eine gütige Vorsehung, die ihren Lieblingen das große Loos in den Schooß werfen soll, diese Kinderkrankheiten der menschlichen Natur, das sind die großen Magnete, welche die Tausende hinanslocken auf den gefährlichen grünen Rasen. So kommt es, daß nicht nur Pferde und Reiter sich Glieder verrenken oder gar das Genick brechen, sondern noch viel mehr sittliche und wirtschaftliche Leiden unter den Zuschauenden dort zur Strecke gebracht werden. Wer einmal vom Spiel- und Wett-Teufel besessen, der wird denselben nicht los, bis die Bestie im Menschen den Menschen verschlungen.

Die Musik schwieg, die Fahne am Start senkte sich und in rasender Karri're stürmten die Reiter davon. Hinter ihnen her flogen die Blicke aus aber-tausend Augen. Das ist der große Moment der Taschentücher, um ihre geschmeidige Kunst in den Taschen Anderer erfolgreich zu erproben. Die erste kleine Hürde wurde von Allen glatt genommen. Der Favorit hielt sein Pferd zurück und ging als Vester über die große Hürde. Nun aber schien sein Reiter nicht mehr im Stande, das feurige Thier zurückzuhalten, er ließ die Zügel schießen und hatte die Töte, als sich die Reiter der letzten, der hohen gefährdeten Mauer mit dem breiten Graben näherten. In fieberhafter Spannung sah man die Pferde hinter dem Hinderniß verschwinden. Ein Augenblick athemloser Stille — dann tauchten der erste Pferdekopf und eine Mütze auf. Es war der Favorit. In kühnem Bogen sausten Noß und Reiter über das Hinderniß hinweg. Da — was war das — der Favorit überschlug sich und wie ein Gummiball flog der Reiter weit über das Pferd hinaus in das Gras. Im nächsten Augenblick folgten zwei weitere Reiter. Im Niedersprung aber kamen auch sie über den Leib des Favoriten zu Fall. Es entstand ein Knäuel von Pferde- und Menschen-Leibern. Ein Schrei des Entsetzens drang von der Tribüne herab, während die passionirten Spieler ihrer Enttäuschung in wüthenden Flüchen Luft machten. Der Wallenstein des Grafen Erbach, auf den kein Mensch gesetzt hatte, ging als Erster durchs Ziel.

Die Musik begrüßte den Sieger. Es war ein schlechter Anfang; aber das stört die Spieler nicht, und auch das große Publikum läßt sich nicht lange sein Vergnügen verderben. Sie wollen wetten und sich amüsiren; ihr Wille und ihre Sinneslust sind ihr oberstes Gesetz. Was scheert es sie, ob sich der Graf so und so oder Herr Schulze und Müller das Genick brechen, wenn nur sie bei diesem aufregenden Schauspiel ihre Rechnung finden. Der Mensch ist ein Raubthier.

Die Musik spielte einen feurigen Galopp, neue Wetten wurden entrikt und mit Spannung sah man der folgenden Nummer des Programms entgegen. Inzwischen wurde da hinten auf der Rennbahn der Kadaver des Favorit, der das Genick gebrochen, bei Seite geschafft, um die Bahn wieder frei zu machen. Gleichzeitig trug man den einen der gestürzten Reiter mit gebrochenem Schulterblatt in aller Stille ohnmächtig davon. Herr Müller aber, der Reiter des Favorit, war längst wieder im Waagehause, um an dem zweiten Rennen programmäßig Theil zu nehmen. Wiederum waren die Buchmacher von dichten Haufen umdrängt, als plötzlich in einer dieser Gruppen eine wohlbeleibte, über mittelgroße Dame energisch vordrängte. Wie eine Tigerkätze, die ihrer Beute sicher, packte sie einen fein gekleideten Herrn, der eifrig mit Wetten beschäftigt schien, am Arm und riß ihn aus dem Menschenknäuel heraus. „Habe ich Dich endlich, Du Bagabund, Du Schlunns, augenblicklich kommst Du mir nach Hause,“ so fuhr sie ihn heftig an und drängte ihren Mann mit überlegener Kraft bei Seite. „Adieu Kielbock, glückliche Reise,“ rief einer der Umstehenden dem dem Gebote seiner Gattin willig Folgenden etwas schnippisch nach. Sonst bekümmerte man sich aber nicht weiter um diesen Auftritt, denn solche Familienszenen sind nichts Seltenes auf den Rennplätzen.

Herr Kielbock war ein vornehmer Mann. Das

war sein Stolz und es befriedigte seinen Ehrgeiz, als ein solcher zu erscheinen. Man konnte ihn für einen höheren Bureaukraten, etwa für einen Staatsanwalt oberer Klasse oder für einen Konsistorialrath halten. Er verstand es meisterhaft, seinem Auftreten den Anstrich einer gewissen staatsmännischen Würde zu geben, und wenn er seine Blicke sinnend über seinen goldenen Kneifer hinwegsandte, so war die Täuschung perfekt; als wären diese Augen in langen Stunden am Studirtisch den schwierigsten Problemen des Lebens nachgegangen. In Wirklichkeit war Herr Kielbock ein ehrlicher Schornsteinfegermeister, es erging ihm sehr wohl und er hätte gewiß nicht mit einem Staatsanwalt getauscht. Sein Glück wäre sogar vollkommen gewesen, aber er war verheirathet, und was für ihn noch verhängnißvoller war, er betete zu den Göttern der Rennbahn und des Hazardspiels. Alles Gold, das seine zahlreichen Gesellen für ihn aus den Essen zusammenkehrten, ohne daß er selbst den kleinen Finger rührte, geschweige denn sich seine Nasenspitze schwarz machte, opferte er diesen trügerischen Göttern. Eben denselben Weg gingen noch manche hundert Mark, um die er seine Frau, dank seinen politischen Talenten, zu prellen verstand.

Frau Kielbock war zwar eine sehr energische und mißtrauische Dame, sie hatte ihren Gatten nur zum Verwalter und nicht zum Besitzer ihrer zahlreichen Grundstücke eingesetzt; aber sie lebte mit mir und mich und mit allen den schönen Fremdwörtern, mit denen ihr Mann so zu glänzen verstand, auf gespanntem Fuße. Verhängnißvoll indessen war es für sie, daß über ihren Namen Auguste Karoline Kielbock, geborene Schulze, hinaus die Kunst ihrer Feder versagte. Das war der Punkt, wo sie ihrem Wilhelm immer kommen mußte, mochte sie die Hosen auch noch so stramm anziehen, und das wußte Herr Kielbock sich zu Nutzen zu machen. Zudem war auch Frau Kielbock im Innersten ihrer Seele stolz auf ihren Gatten. Wenn sie gut gelaunt war, nannte sie ihn ihren Windhund, und sie pflegte hinzuzusetzen: „aber wir haben es ja dazu.“ Mit ihrem Manne konnte sie Staat machen; er war gewandt und angesehen, das schmeichelte ihr. Die vornehmen und maßgebenden Persönlichkeiten ihres Stadttheils standen gewissermaßen auf freundschaftlichem Fuße mit Herrn Kielbock, und wenn diese Standespersonen ihn auch nur seiner zahlreichen Bekannten wegen als politischen Sturmbock mißbrauchten, im Uebrigen aber als Luteroffizier wie ihren Stiefelpuzer behandelten, das kam ihnen Weiden nicht zum Bewußtsein, darum fühlten sie sich geehrt.

Endlich gehörte Herr Kielbock zu den besten Kennern der weiblichen Herzen, die es in Berlin O gab. Er hatte bei den dazu erforderlichen Studien allerdings manchen Brandschaden erlitten, denn sein Herz hatte ein Strohdach und konnte feurigen Blicken nicht lange widerstehen; aber die Meisterschaft im Umgang mit Frauen, die er dabei erworben, half ihm stets auch über die schwersten Gewitter siegreich hinweg, die seine Karoline, geborene Schulze über ihn niedergehen ließ, wenn sie ihn ja einmal auf Abwegen überrumpelte. Er befolgte in diesen Fällen eine alte, aber bewährte Taktik; er ließ seine Frau, die ihm an Flächeninhalt bei weitem über war, ruhig austoben und blieb so stumm wie der Stein in der Gasse, über den die Fluthen eines Wolkenbruchs sich ergießen. Das wirkte schließlich immer, es wirkte auch in Westend, obgleich seine Frau ihm den grünen Rasen aufs Strengste verboten, seitdem sie dahinter gekommen war, daß ihr Wilhelm an einem einzigen Tage einmal fast tausend Mark verloren hatte.

Während das Ehepaar Kielbock nach Hause fuhr, nahmen die Rennen ihren Fortgang; aber es war und blieb ein Unglückstag. Herr Kielbock hätte sich trösten können, daß der starke Arm seiner Frau ihn an diesem schwarzen Tage vor weiteren Verlusten bewahrte. Fast in allen Rennen kam es noch zu Katastrophen. Gerade die bevorzugten Pferde stürzten. Die Buchmacher verdienten ein Süßgeld, denn sie berücksichtigten, daß die Rennbahn glatt war. Am Tage vorher war ein schweres Gewitter niedergegangen, was sonst im Herbst nicht oft mehr vor-

zukommen pflegt. Als gegen Abend der Strom der Zuschauer sich wieder heimwärts wälzte, waren die Köpfe der Spieler voll, aber ihre Taschen waren so leer wie kaum zuvor. Gingen die Macher priesen den Himmel, der sie so sichtbar gesegnet.

Im bunten Durcheinander fuhren die Wagen auf der Charlottenburger Chaussee nach Berlin zurück. Das Jagen und Drängen war noch ärger als bei der Einfahrt. Wieder machten sich die Vier-spänner breit und verlangten, daß alle Anderen für sie Platz lassen. Holla, Holla! riefen sie und schwenkten ihre Peitschen zum Zeichen, daß sie freie Bahn für sich haben wollten. Durch dieses Gedränge lenkte auch Herr Friedrich Wilhelm Schulze, seines Zeichens Heringshändler, seinen Einspänner. Er ging seinen Geschäften nach und fuhr in der Richtung gegen den Strom der von Westend heimkehrenden Gespanne. Herr Schulze war ein aufgeweckter Mann. Er wußte genau, was er zu thun und zu lassen hatte in dieser Welt, und er war der Mann dazu, seine Rechte mit Nachdruck zu vertheidigen, von wem immer dieselben auch angegriffen werden mochten. Er hielt sich mit seinem Wagen, auf dem die Heringsfässer standen, ordnungsmäßig auf der rechten Seite der Straße, während auf der anderen Seite die vornehmen Equipagen zu zwei und drei nebeneinander in wilder Jagd sich zu überholen trachteten.

Holla! ertönte es wiederum. Ein Vier-spänner begehrte Platz, um in schnellem Tempo seinen Vordermännern vorbeizufahren. Auf der anderen Seite der Straße trottete der Heringswagen im langsamem Schritt friedsam daher. Ein vornehmer Herr, neben dem eine Dame saß, lenkte das seine Gespann, hinten saßen zwei Diener darauf. Wie immer verlangte der vornehme Kutscher, anstatt sein Gefährt ordnungsmäßig zurückzuhalten, schon von ferne, daß der Heringswagen, der ihm entgegen kam, anhielt, um für ihn Platz zu machen zum Vorbeifahren. Herr Schulze, der in seinem guten Recht war und die Situation sofort richtig erkannte, hielt nicht an. Der Vier-spänner fuhr direkt in seinen Wagen hinein. Es gab einen Krach, die Vorderpferde stürzten, und eine Heringstone flog auf die Straße. In kühnem Bogen spritzten die Fische heraus auf das Pflaster, als wenn im Goldfischteich im Thiergarten die Goldfische aus dem Wasser in die Luft springen.

Sofort entstand ein Auflauf und zahlreiche Menschen umringten die beiden Gespanne. „Jean, hol einen Schutzmann!“ rief der vornehme Herr dem einen seiner Lakaien zu. „Zu Befehl, Durchlaucht,“ erwiderte der Bediente bemühtig und verschwand. Die umgeschütteten Heringe verbreiteten einen kräftigen Geruch. Die vornehme Dame, die mit ihrem Mann auf dem Wagen sitzen geblieben war, hielt sich ein Taschentuch vor die Nase. Der Heringshändler hatte sich vor seinen Wagen posirt und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Er sah sich die vornehmen Leute wüthend und sehr selbstbewußt an. Als er merkte, daß die Dame an dem Geruch seiner Heringe Anstoß nahm, rief er ihr zu: „Nee, det is keen Schnodepogoden, aber davon wird Ihre Keese keenen Schaden nich nehmen. Wat der Mist war, den se den Koge angehängt hadden, der stank velle mehr.“ Die vornehme Dame wurde roth und sah ihren Mann verlegen an; dann nahm sie ihr Taschentuch instinktiv vom Gesicht. Das Ehepaar schien sprachlos vor Entrüstung, denn sie wagten nichts zu erwidern. Gleich darauf kam der Schutzmann. „Herr Schutzmann, schreiben Sie den Mann da auf,“ rief der vornehme Koffelenteur dem Beamten entgegen. Der Schutzmann zog sein Buch 'raus. Darauf antwortete der Heringshändler: „Der Mann da hat dem Wachtmeister garnichts zu befehlen. Ich heeße Friedrich Wilhelm Schulze, wie et an meenen Wagen stehen dhut. Ich wohne uf Brunnen in de Stettiner Straße 12. Schreiben Se man den Mann da uf, Herr Wachtmeister, der hat keenen Schild an seene Kutische.“ Dabei zeigte er auf die Durchlaucht, die in der Nähe des Beamten sofort eine sehr viel zurechtlichere und herausfordernde Haltung angenommen hatte.

Der Beamte, zu dem sich bald noch zwei Schutzleute gesellten, schrieb die Namen der Parteien und der Zeugen des Vorganges, die sich freiwillig mel-

deten, auf. Dann wurde das Publikum zurückgedrängt, um Platz zu schaffen und die Gespanne wieder in Ordnung zu bringen. Herr Schulze ließ durch den Beamten seinen Schaden feststellen, dann machte er sich daran, die Louve mit dem Rest der Heringe wieder aufzuladen. Als ihm das nicht gleich glückte, rief er dem in seiner Nähe stehenden Lakaien zu: „Na, Jean, zieh Dich mal Deene Glacees aus und helfe mir die Louve auf den Wagen.“ Der Bediente sah ihn frech an und versetzte: „Du Lumpenkopf, Du hast mir garnichts zu befehlen.“ „Wat,“ schrie Herr Schulze, und wollte dem Diener an den Kragen gehen. Da rief die Durchlaucht dazwischen: „Jean, Du läßt Dich mit dem frechen Kerl nicht ein.“ „Zu Befehl, Durchlaucht,“ erwiderte der Bediente wieder und zog sich zurück. „Durchlaucht hin, Durchlaucht her, id bin mindestens so velle wie er,“ rief der Heringshändler laut dem Fürsten zu und er fuhr erregt fort: „Herr Wachtmeister, der Mann hat mir beleidigt, notiren Sie det, det lasse id nich uff mir sigen. Id ernähre mir uff eene ehrliche und anständige Art und Weese, und det is nich so leecht heutigen Tages, wenn man sechs Jöhren hat. Id stehle Keenen nich die Zeit und arbeete von Morgens früh, wenn so Gener noch bei Muttern liegt, bis spät in die Nacht rin. Wenn id keene Heringe nich ausfahren dhue, denn müssen die Berliner mit ihre trocknen Kartoffeln verhungern. Ob Der aber nach Westend fahren dhut oder nich, det is ganz schnuppe, davon stirbt keene Laus. Der is nich mal zum Kutscher zu gebrauchen. Der fährt mir grade mitten mang in meene Heringe rin, und wenn seene Olle det riechen dhut, denn fällt se in Ohnmacht. Id aber sage Ihnen, wat die Drohnen sind, die können mir gestohlen bleiben.“

Die Beamten beschwichtigten den erregten Mann; die Fuhrwerke konnten endlich ihren Weg fortsetzen und bald war von der ganzen Katastrophe nichts mehr zu sehen, als einige Heringsküste und ein großer nasser Fleck auf dem Straßenpflaster, von dem der Duft der Heringsküste in die Welt hinaus zog. Einige Zeit darauf stellte eine große Zahl der vornehmsten Leute in einem Schreiben an die Polizeibehörde das Ansuchen, daß die Chaussee nach Westend in Zukunft für Last- und Arbeitsfuhrwerke gesperrt werden möchte.



Moderne Wunder.

Naturwissenschaftliche Streifzüge von Dr. S. Borchardt.
(Schluß.)

Die Verbesserungen, welche der Morse'sche Schreibtelegraph erhielt und die ihn wesentlich vereinfachten, sicherten ihm bald eine förmliche Alleinherrschaft, so daß er die anderen Formen von Telegraphen schnell verdrängte. Aber lästig bleibt bei ihm der Umstand, daß jede Depesche in besonders zu erlernenden Zeichen erscheint und erst in gewöhnliche Schrift übertragen werden muß, ehe sie dem Empfänger übergeben werden kann. Daher werden zahlreiche Versuche angestellt, einen Telegraphen herzustellen, durch welchen eine Depesche sofort in Druckschrift geliefert wird. Um nur einige Namen zu nennen, so haben sich Wheatstone, Bréguet, Thomson, Siemens, Hughes an dem Problem versucht, sogenannte Typendrucktelegraphen zu konstruieren. Doch nur der Apparat des zuletztgenannten Hughes hat eine allgemeine Einführung zu erlangen vermocht und macht den Morse'schen Schreibtelegraphen sehr erfolgreich Konkurrenz.

Die wesentlichsten Bestandtheile des außerordentlich komplizirten Hughes'schen Typendruckers bestehen in dem Typenrad, welches nebst einer Reihe Nebenapparate durch ein Räderwerk in Bewegung gesetzt wird, dem Elektromagneten, durch den ein Papierstreifen gegen das Typenrad gedrückt wird, und der Klaviatur nebst dem Schlitten oder Läufer, durch die der Strom in gewünschter Weise geschlossen und geöffnet wird.

Der Schlitten läuft beständig auf einer Scheibe, der sogenannten Stiftscheibe, herum; dieselbe besitzt eine Reihe von Vertiefungen, durch die je ein Stift in die Höhe ragt. Jede Taste der Klaviatur,

die mit einem Buchstaben, einer Zahl, oder einem Zeichen versehen ist, steht mit einem der Stifte in Verbindung, so daß durch Niederdrücken einer Taste ein Stift gehoben wird. Wenn der Schlitten bei seinem Umlaufe an den gehobenen Stift kommt, so wird zwischen diesem und der an ihm entlang laufenden sogenannten Reiberschiene des Schlittens eine metallische Verbindung hergestellt, so daß der elektrische Strom von dem Stifte durch die metallischen Theile des Schlittens in die Leitung gelangt. Sowohl an der zeichengebenden wie an der zeichempfangenden Station umkreist der Strom die Windungen eines Elektromagneten; dessen Wirkung kann man sich, obwohl sie etwas komplizirter ist, wie die analoge beim Morseapparat denken. Der Elektromagnet wird also seinen Anker anziehen und durch diese Bewegung einen Papierstreifen gegen das Typenrad, an dessen Umfang sich die Typen befinden, anschnellen und fest andrücken, so daß während des kleinen Bruchtheils der Sekunde, während dessen der elektrische Strom den Elektromagneten umfließt, die betreffende Type auf dem Papierstreifen abgedruckt wird.

So einfach sich das Prinzip des Hughes'schen Typendruckers darstellen läßt, so außerordentlich schwierig und komplizirt ist seine nähere Ausführung. Zunächst ist nothwendig, daß das Typenrad und der Läufer stets in der gleichen Zeit eine Umdrehung vollenden, also, wie man sich ausdrückt, synchron (d. h. in gleicher Zeit) laufen müssen; an einer Station ist das leicht zu erreichen, da beide von demselben Räderwerk getrieben werden, und zwar schlägt der Schlitten allemal dann gegen einen gehobenen Stift, wenn die ihm entsprechende Type des vertikal stehenden Typenrades an seiner untersten Stelle angelangt ist, so daß der Papierstreifen dagegen gedrückt werden kann. Die Hauptschwierigkeit besteht aber darin, auch das Typenrad auf der entfernten, das Zeichen empfangenden Station genau synchron mit dem ersten laufen zu lassen. Dies wird durch eine große Reihe außerordentlich sinnreicher Regulirvorrichtungen erreicht, so daß der Apparat, dessen einzelne Theile — und es sind deren eine sehr große Menge — mit außerordentlicher Gratttheit ineinandergreifen und arbeiten, ein mechanisches Wunder — und Kunstwerk allerersten Ranges genannt werden muß.

Da der Schlitten und das Typenrad 100 bis 120 Umdrehungen in der Sekunde vollführen, so geht das Arbeiten mit diesem kunstvollen Meisterwerk sehr schnell und bequem von Statten; daher gewinnt der Hughes'sche Typendruck immer mehr an Verbreitung, so daß die Anzahl der Morse-Apparate durch ihn erheblich beschränkt ist.

Freilich ist auch er noch nicht das Ideal eines Telegraphen. Dieses wäre erst erreicht, wenn man beliebige Schriftzeichen und Zeichnungen mit allen Eigenthümlichkeiten des Schreibers auf der entfernten Station wiederzugeben im Stande wäre. Auch dieses Ziel wurde von vielen Erfindern zu erreichen gesucht. Es mag hier der Caselli'sche Pantelegraph* erwähnt werden, dessen Einführung eine Zeit lang ernstlich versucht wurde. Er beruht nicht auf der elektromagnetischen, sondern auf der weiter oben erwähnten chemischen Wirkung des galvanischen Stromes. Nachdem man die Depesche mit einer den Strom nicht leitenden Tinte auf ein Papier aus leitendem Stoffe (sogen. Silberpapier, d. i. mit Zinn sehr gleichförmig überzogenes Papier) geschrieben, wurde dieses zwischen metallischen Greifern auf eine Platte gelegt; dadurch wurde es in Verbindung mit der galvanischen Batterie gesetzt. Die Verbindung mit der in die Ferne führenden Drahtleitung übermittelte ein Metallstift, der durch einen Schlitten in parallelen Strichen über das ganze Papier gezogen wurde. So lange diese Bewegung andauerte, ging ein elektrischer Strom durch die Leitung, der allemal dann unterbrochen wurde, wenn der Metallstift über die nichtleitende Tinte wegging, mit der die Depesche geschrieben oder gezeichnet war. Die ferne Station enthielt ebenfalls einen Metall-

stift, der in genau der gleichen Weise und vollständig synchron mit dem ersten über eine Metallplatte geführt wurde. Auf dieser lag ein Papierblatt, das mit einer Lösung von gelbem Blutlaugensalz getränkt war; geht der galvanische Strom hindurch, so wird das Salz chemisch zerlegt und bildet da, wo der Metallstift es berührt, einen blauen Niederschlag, das sogenannte Berlinerblau. So wird das Papier auf der Empfangsstation mit einer Anzahl feiner, blauer Striche versehen, die nur da ausbleiben, wo kein Strom hindurch gegangen ist, wenn also der Metallstift in der ersten Station über die Tinte der Depesche weggeht. Es ist klar, daß die Depesche infolgedessen auf der Empfangsstation gelblich-weiß auf blauem Grunde erscheinen muß.

Im Anfang des Jahres 1865 wurde dieser Telegraph zwischen Paris und Havre, sowie zwischen Paris und Lyon eingerichtet, und in der Mitte desselben Jahres ließ die russische Regierung Versuche mit ihm anstellen. Doch bewährte sich das Wunderwerk, das namentlich auch den Synchronismus, das gleichmäßige Herüberziehen der Metallstifte über die Platten in kunstvoller Weise erreichte, nicht derartig, daß es eine allgemeinere Einführung erringen konnte. Auch andere auf dasselbe Ziel gerichtete Bemühungen sind bisher noch nicht von großem Erfolge gekrönt gewesen. Wir wollen sie daher übergehen und zum Schluß nur noch einen kurzen Blick auf die unterirdischen Leitungen und die unterseeischen Kabel werfen.

Schon verhältnißmäßig früh tauchte der Gedanke auf, die Telegraphenleitungen unter der Erde, anstatt über derselben zu legen; denn dabei fällt die Gefahr, daß der Draht infolge einer starken Spannung reißt, gänzlich fort. Auch durch anhängendes Eis oder durch heftige Stürme, die die haltenden Stangen umwerfen, kann eine unterirdische Leitung nicht zertrümmert werden, so daß der Betrieb trotz der größeren Anlagekosten sich auf die Dauer doch billiger stellt, als bei der oberirdischen Leitung. Versuche mit unterirdischen Leitungen konnten aber erst Erfolg haben, als die Guttapercha, welche zu Anfang der vierziger Jahre von Ostindien aus über England in den Handel kam, in bequemer Weise verarbeitet werden konnte. Dieser aus dem Saft einiger Bäume hergestellte Stoff erwies sich als ein vorzüglicher Isolator, der sich auch in bequemer Weise um die Leitungsdrähte herumlegen ließ. Eine Beimischung von Schwefel, die man anfangs angewendet hatte, um die Guttapercha widerstandsfähiger gegen Temperaturwechsel zu machen, zeigte sich unpraktisch, denn der Schwefel bildete mit dem Kupfer des Leitungsdrahtes Schwefelkupfer, dieses wurde vom galvanischen Strom zerlegt und verwandelte die Guttapercha in eine schwammige Masse, die vom Wasser leicht durchdrungen wurde. Doch lernte man an mehreren fehlgeschlagenen Versuchen allmählig die Mängel kennen und beseitigen, und gegenwärtig bestehen im Deutschen Reich eine große Anzahl unterirdischer Leitungen.

Noch größer waren die Schwierigkeiten, die sich der unterseeischen Telegraphie entgegenstellten. Die im Wasser, also einem sehr guten Leiter, liegenden Drähte verlangen eine noch sorgfältigere Isolirung, als die im Erdreich liegenden. Man verwendet für die Kabel ausschließlich Kupferdrähte, und zwar benutzt man statt eines dicken mehrere, meist 7, umeinander geschlagene dünne Drähte, deren Durchmesser wenig mehr als die Hälfte eines Millimeters beträgt. Für oberirdische Leitungen, wollen wir noch bemerken, nimmt man meist Drähte aus Eisen, in neuerer Zeit auch aus Siliciumbronze, deren Durchmesser 4—5 Millimeter beträgt. Die leitenden Drähte eines Kabels werden mit mehreren Lagen von Guttapercha umgeben, zwischen die besondere nichtleitende Flüssigkeiten kommen; diese bringen in die Poren der Guttapercha ein und vereinigen durch ihre Klebrigkeit die einzelnen Schichten fest miteinander. Die so gebildete sogenannte Kabelseele wird durch eine doppelte Lage von getheertem Hanfgarn geschützt, die noch mit einer Hülle von verzinkten Eisendrähnen umgeben wird; statt dessen nimmt man in neuerer Zeit auch häufig einen gepreßten Bleimantel. Zuweilen wird das ganze Kabel asphaltirt und nochmals mit Hanfgarn umspinnen.

* Das griechische Wort Pan heißt Alles, so daß Pantelegraph einen Fernschreiber bedeutet, der Alles schreibt.

Mit welchen Schwierigkeiten die Legung großer Kabel verbunden ist, ersieht man vielleicht am besten aus der Aufzählung einiger mißglückter Versuche. Nachdem gegen Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre die unterseeische Verbindung mehrerer Orte geglückt war, tauchte der Gedanke auf, auch Europa mit Amerika telegraphisch zu verbinden. Das Unternehmen, das besonders der reiche Amerikaner Field förderte, wurde im August 1857 begonnen. Zwei Schiffe trafen sich in der Mitte des Meeres, dort wurden die Enden der von ihnen mitgebrachten Kabel zusammengeschweißt und auf den Grund gesenkt; dann trennten sich die Schiffe nach verschiedenen Seiten, wobei sie das Kabel abrollen und sich auf dem Meeresgrund einbetten ließen. Hierbei darf das Schiff weder zu schnell, noch zu langsam fahren, denn das Kabel hat an seinem eigenen Gewicht sehr viel zu tragen und kann bei ungeeigneten Bewegungen des Schiffes leicht reißen. Thatsächlich trat ein solches Reißen des Kabels schon wenige Tage nach der Trennung der beiden Schiffe ein, so daß die Arbeit eine vergebliche gewesen war. Doch wurde der Versuch im nächsten Jahre mit besserem Erfolge wiederholt; die Trinity-Bat auf Neu-Fundland und Valentin auf Irland, die eine Entfernung von 350 Meilen haben, waren am 5. August 1858 telegraphisch verbunden. Aber nachdem das Kabel 129 Depeschen aus Europa nach Amerika und 271 Depeschen in umgekehrter Richtung befördert hatte, hörte seine Thätigkeit bereits am 1. September 1858 auf, so daß die ungeheuren auf das Unternehmen verwandten Summen, etwa 24 Millionen Mark, verloren waren.

Nach sechs Jahren war ein neues Unternehmen finanziell gesichert, so daß wiederum ein Kabel angefertigt wurde, sein Gewicht betrug 82000 Zentner. Diese ungeheure Masse wurde auf dem größten damaligen Schiffe, dem Great-Eastern verladen, der am 23. Juli 1865 Valencia verließ, um nach Westen zu dampfen; in einer Entfernung von 200 Meilen riß das Kabel, und der Great-Eastern kehrte unverrichteter Dinge nach Europa zurück. Bereits im nächsten Jahre wurde der Versuch wiederholt; am 13. Juli 1866 dampfte der Great-Eastern mit einem neuen Kabel wiederum aus Valencia ab. Diesmal ging Alles gut; am 27. Juli landete er in Neu-Fundland, und noch am Abend desselben Tages wurde die telegraphische Nachricht hiervon nach Irland gesandt.

Noch im selben Jahre versuchte man, das ein Jahr zuvor gerissene Kabel wieder aufzufischen; auch dieses Unternehmen glückte, das aus dem Meeresgrunde heraufgeholt Ende wurde mit dem mitgebrachten Vorrath zusammengeschweißt, und die weitere Abwicklung ging glücklich von Statten, so daß am 8. September 1866 zwischen Europa und Amerika zwei telegraphische Leitungen vorhanden waren. Sehr bald folgten dann eine Reihe anderer Kabel, und heute sind alle Theile der Welt telegraphisch miteinander verbunden.

Freilich hat die unterseeische Telegraphie noch weitere Schwierigkeiten, als die der Kabellegung zu überwinden. Zwischen dem Leitungsdraht und dem durch die isolirende Schicht von ihm getrennten gut leitenden Wasser treten besondere elektrische Erscheinungen auf, durch die das Telegraphiren erschwert wird. Man muß sich infolge dieser Erscheinungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, mit recht schwachen Strömen begnügen, so daß man bei langen Leitungen nicht die gewöhnlichen Morse'schen und Hughes'schen Apparate anwenden kann. Der Strom genügt gerade noch, eine Magnetnadel, um die er in mehreren Windungen geföhrt wird, aus ihrer Richtung abzulenken, wie beim Morse'schen Schreibapparat aus Punkten und Strichen das Alphabet zusammengesetzt wird, so wird hier dasselbe durch die Ausschläge nach den beiden verschiedenen Seiten erreicht. Die Magnetnadel trägt einen Spiegel, auf den ein Lichtstrahl von einer Lampe geworfen wird; der Spiegel wirft ihn weiter auf eine Skala, und die Bewegungen dieses Lichtzeigers sind es, die in dem stillen, von jedem Geräusch der Außenwelt abgeschlossenen Raume beobachtet werden.

So hat der kühne Unternehmungsgeist des Menschen, geleitet von der wissenschaftlichen Erkenntniß, zu immer neuen Versuchen angestachelt durch die Bedürfnisse des Kapitals, in den Telegraphen und ganz besonders in den Verbindungen der durch große Ozeane getrennten Länder, Wunderwerke geschaffen, gegen die alle Ruhmesthaten siegreicher Helden in ein Nichts verschwanden; der Kampf gegen die feindlichen Naturgewalten wurde gewonnen, und die Nahrung der Menschen um ein gutes Stück gefördert.



Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Lieber stöhe ich mein Lebtage schwarze Pudel, eh ich noch einmal eine Regisseurstelle übernehme.

Ein halbwegs gelehriger Papagei hätte die Rolle des Kommerzienraths mit mehr Verständniß gesprochen als Albert Nickel, auch verband mein Albatzen diese Sprechübung auf's Angenehmste mit schwedischer Heilgymnastik, indem er sich von Zeit zu Zeit auf seinen breiten Brustkasten schlug, daß es dröhnte, und den Arm dann urplötzlich ausstreckte, daß die Finger knallten. Einen leichten Gesellschaftston konnte er trotz aller meiner Mühe nicht treffen, während sein hier vollkommen mangelhafter Quartanerpathos ihm bei einer Schülervorstellung das Prädikat „kaum noch im Ganzen befriedigend“ eingetragen hätte.

Eugen — der junge Bucher —, Albert ließ sich noch wenigstens etwas sagen — aber Eugen mußte Alles besser; er hatte, wie er sagte, diese Rolle studirt, das heißt er hatte sich aus Mäyden und Gliederverrenkungen eine Gestalt geschaffen, die auf dieser Welt nicht zu finden war. Er war stolz auf seine Leistung und fragte einen Jeden insgeheim, ob ihm die Rolle nicht ausgezeichnet läge.

Der Kriminalkommissar war ein non plus ultra von Plumpheit, und ich hätte eher einem Gaisbock das Klavierspielen beigebracht, als ihm natürliche Gesten. Er fuhr mit pfeilgrad ausgestreckten Händen in der Luft umher, als ob er sie so leichter zerschneiden könne, hob und senkte den Brustkasten wie einen Blasebalg und sprach Alles im Galopp. Er sprach ebenso ausdruckslos zum Buchhalter: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!“ wie er vorher zum Kassenboten gesagt hatte: „Na, Alterchen, willst Du 'ne Zigarre rauchen?“

Nur der Kassenbote spielte sehr gut und verstand aus dieser unbedeutenden Rolle eine prächtige Charge zu machen.

Die Damen — ja, man sagt zwar, jedes weibliche Wesen wäre eine geborene Schauspielerin — aber ich bestreite es, es fehlt ihnen die Natürlichkeit — sie sind sich in jedem Augenblick bewußt, daß sie nur mimen, und eben daran scheitern sie.

Von den drei oder vier jungen Mädchen, welche spielten, hatten zwei wohlklingende, schöne Stimmen, Bühnenfiguren, ruhige Bewegungen, und trotzdem entledigten sie sich ihrer Aufgabe nicht halb so gut, wie es Lies that. Und Lies hatte weder ein schönes Organ, noch eine für die Bühne sich eignende Figur — aber sie spielte mit solch einer Hingabe, mit solch einer Natürlichkeit, daß man sah, sie vergaß vollkommen, daß sie sich auf der Bühne befände; besonders die Liebeszene spielte sie so fein nuancirt, sie küßte, sie lachte, sie weinte, sie schmolte in tausend Abstufungen; sie wußte genau das Maß ihrer Leidenschaft innezuhalten, so daß sie sich nicht vor dem Höhepunkt veranßgabte.

Ich war begeistert, und hätte ich nicht bedacht, daß ihre Stimme eine recht schwache wäre und sie, abgesehen von ihrem wunderhübschen Gesicht, auf der Bühne unbedeutend aussähe, so hätte ich ihr ernstlich gerathen, zum Theater zu gehen. Möglich auch, daß nur diese Rolle ihr besonders gut lag und daß sie sich in andere garnicht geschickt hätte, denn sie brachte ja eigentlich nur in den reichen Schatz unserer Erlebnisse zu greifen, nur ein wenig aus unserem Liebesleben zu plaudern, und die „Grethe Fischer“ stand greifbar da.

Jedoch hatte das Theaterpielen leider in einer anderen Beziehung einen ungünstigen Einfluß auf Lies. Im Geschäft gingen plötzlich ihre Leistungen rapide zurück, sie arbeitete unlustig, wurde langsam und unzuverlässig. Soviel ich ihre Fehler zu vertuschen bemüht war, so wurden sie doch vom Prokuristen bemerkt, welcher ihr so wie so nicht gewogen war, denn Lies hatte sich früher einmal erlaubt, ihn tüchtig heimzuschicken, als er versuchte, dem Gespräch eine schlüpfrige Wendung zu geben. Kleinselige Menschen vergessen ja derartige Zurückweisungen niemals.

Merkwürdig war es mir, daß mit der Zahl der Proben auch Lies' Partner, Eugen, sich besser in seine Rolle zu fügen begann. Während er erst den Verführer spielte und zwar so sad, daß ich das Mädchen hätte sehen mögen, das er hätte verführen können, kehrte er mit der Zeit mehr und mehr den Liebhaber heraus und begann die Figur ganz annehmbar zu gestalten. Zwar stellte er sich noch bei jedem „Ach!“ in Pose, aber sonst war, abgesehen von dem dramatischen N, an seiner Leistung nicht einmal viel anzusetzen. Ja, man muß sagen, er lebte sich in die Rolle ein, und er versicherte mir auch jedes Mal mit verschmitztem Lächeln, daß er eifrige Studien zu ihr mache.

Nachdem wir nun schon so oft geprobt hatten, daß ich sah, die Helden und Heldinnen miment mit jedem Mal nur schlechter anstatt besser, so sprach ich eines Tages das Nachwort aus: „Das Spiel kann beginnen!“

Wie gern hätte ich diese Worte noch einmal zurückgenommen. Sie wirkten auf die „Robania“ wie ein Fußtritt auf einen Ameisenhaufen. Es entwickelte sich urplötzlich eine fieberhafte Thätigkeit. Da waren noch nicht genug Billets abgesetzt, man schickte Briefe, verschrieb mehr Papier, brauchte mehr an Porto, als man jemals hätte gutmachen können. Die Damen jammerten, ihre neuen Kostüme, Roben, Kleider würden ja nicht fertig, Albertchen behauptete freilich und fest, daß er bis dahin niemals seine Rolle lernen könne. Aber ich war der Regie schon so herzlich überdrüssig, daß ich unerbittlich darauf bestand. Nur selten hielt ich noch Proben, denn das Stück wuchs mir zum Halse heraus. Ich kannte jedes Wort, jede Wendung und Bewegung und stets wurden mir die Figuren noch puppenhafter und unmöglicher.

Eudlich! —

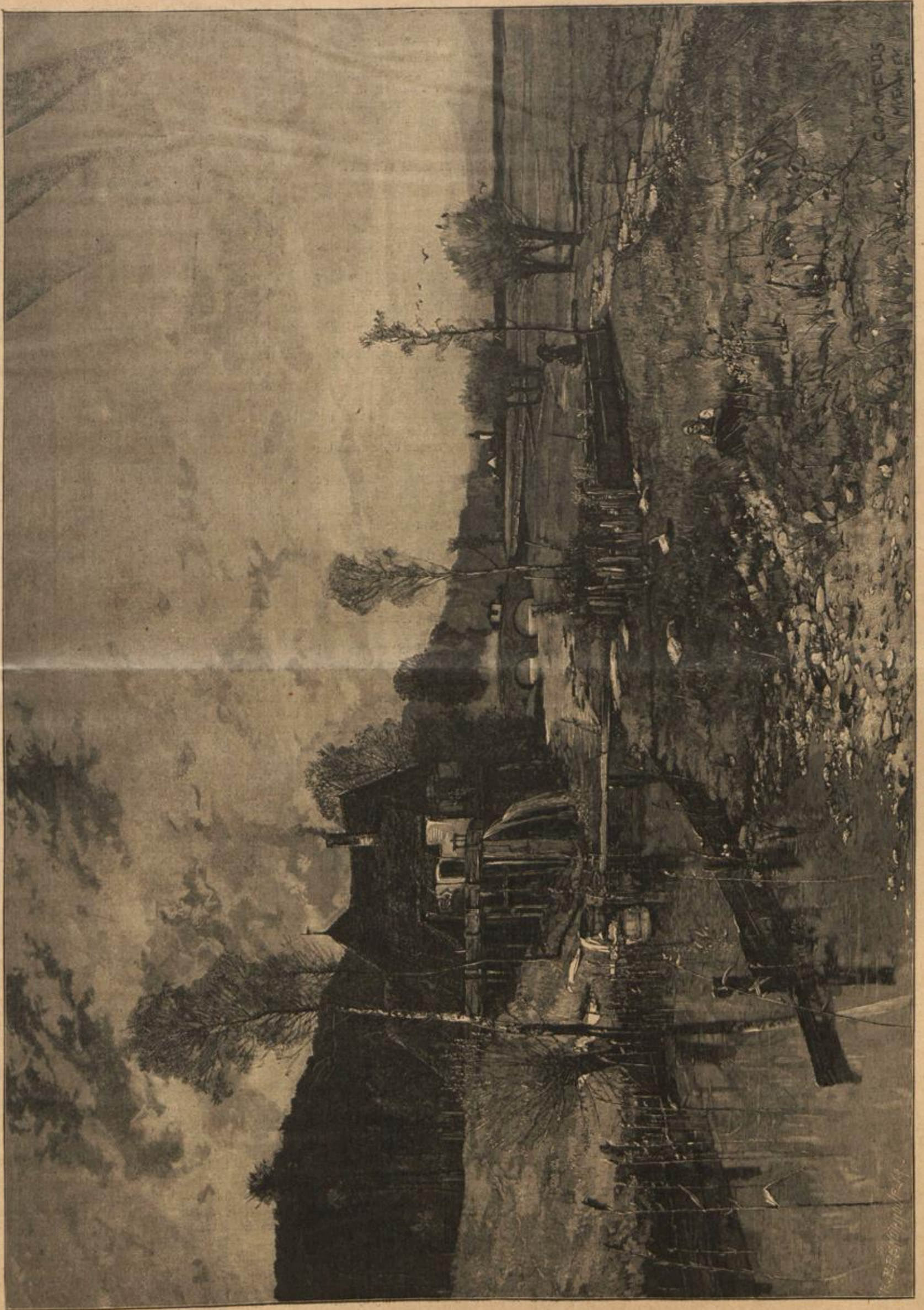
Ach nein! Erst noch Generalprobe. Sie war Hohn und Spott. Schon angesichts der leeren Stühle ergriff alle Künstler am hellerlichten Tage das Lampenfieber. Sie stammelten und jagten, als ob es nicht die Bretter wären, die die Welt bedeuten, sondern die Bretter des Schaffots, auf denen sie ständen.

Alles, was ich ihnen mit Mühe beigebracht, war wie weggeblasen. Entweder sprachen sie zu langsam oder zu schnell, entweder brüllten sie wie angeschossenes Wild, oder stöteten so zart, wie verliebte Turteltauben, daß man selbst in der ersten Reihe nichts mehr hören konnte. Die Einzige, die stets gleichmäßig laut und deutlich sprach, war die Souffleuse. Zu welcher Ecke des Saales man sich auch stellte, ihr klares, durchdringendes Stimmchen folgte überall hin.

Leider war sie beharrlich zwei Zeilen hinter den Spielenden zurück, weil sie, um ja recht gut verstanden zu werden, jede Silbe einzeln aussprach.

Die Ausstattung war prächtig, und der Szenenwechsel ging mit geradezu verblüffender Schnelligkeit vor sich. Um einen Stuhl auf die Bühne zu bringen, brauchte man beinahe eine Viertelstunde; denn besagter Stuhl war nirgends im Lokal zu finden und wurde endlich in der Küche gestellt, wohin er sich geradezu eigenmächtig enisert haben mußte.

Bei der zärtlichen Gartenszene klappte ein Baum um, jedoch ohne ernstlichen Schaden anzurichten, und von dem köstlichen Dienstmädchen — Mary Stempel — wurde ein Theebrett auf den Tisch gestellt, welcher den einzigen Fehler hatte, nicht vorhanden zu sein. Daß hierbei eine Champagner- vulgo Limonadenflasche und zwei Kristallpokale vulgo Trinkgläser den Weg alles irdischen Glückes gingen, war doch nur eine Schelmerei des Zufalls. —



Mühle im Frühjahr. Von C. D. Arends.

CLAWSON'S
MICHIGAN

1875

Nun drang Eugen darauf, daß ich wenigstens schon einen Tag vor der endgültigen Aufführung vom Geschäft fern bleibe, wie er meinte, um mich selbst zu sammeln und mit nöthiger Kraft und Ruhe an meine schwierige Arbeit gehen zu können, oder richtiger gesagt, um noch einige wichtige Laufereien zu erledigen. Er versicherte mich, es wäre unbedingt nothwendig, daß ich in meiner Eigenschaft als Regisseur am Tage der Aufführung noch einmal sämtliche Mitspielenden besuche, mich nach ihrem Wohlbefinden erkundige, ihnen gut zurede und ihnen auseinandersetze, daß ihre Leistungen auf dem Gebiet der ungeschätzten Schauspielkunst ganz hervorragende wären, und die Klienten, wenn auch dieses nicht die Angst benähme, überzeugen müsse, daß sich einst die ersten Bühnen der Welt um ihr Talent — wie sagte ich? Talent? Nein! Genie! Genie! — reizen würden. Jede Künstlerin würde mir mit tödtlicher Sicherheit ihre neue Robe zeigen, welche zum wenigsten sechs Ausrufe des höchsten Erstaunens entlocken müßte.

Wirklich, ich unterzog mich dieser lächerlichen Arbeit, ließ mich überall mit Schmeicheleien über meine ausgezeichnete Regie und mit einer Tasse Kaffee bewirtheten, log den Künstlern und Künstlerinnen, Künstlermüttern und Künstlervätern so viel vor, daß sich die Decken bogen.

Endlich, um sechs Uhr Abends, wollte ich noch Lies aufsuchen. Wie athmete ich auf, als ich die acht Tassen Kaffee mit Heldenmuth überwältigt hatte. Noch surrte mir der Kopf von all den unverdienten Lobsprüchen.

Ja, bei meiner Lies würde ich doch Ruhe finden. O, sie war mir ja so gut! Von heute ab nicht mehr einen Schritt in die „Novania“! Nicht einen Schritt!

— Ja, wenn ich das überdachte, wo war ich hingekommen, was war aus mir geworden! Wo waren alle die Pläne, Hoffnungen, die ich gehegt und gezüchtet hatte? Vollkommen war ich in dieser Großsprecheri, diesem Klatsch, diesen Joten aufgegangen. Aber müßte es denn immer so bleiben, konnte ich mich wirklich nicht mehr herausreißen und meine eigenen Wege gehen? So wird ja nie etwas aus mir. So, ohne Ernst, ohne Streben, bleibe ich in allen Kämpfen der Unterliegenden. Ich bin jetzt zwanzig Jahre, und was kann ich? Jeder Schuhmacher kann doch wenigstens sein Handwerk, mit dem er sich sein Brot verdienen kann, aber was habe ich gelernt? Eine Arbeit, in die ein hergekaufter Freirengel sich in acht Tagen eingewöhnen kann, wenn die Schule ihm nur richtig Lesen und Schreiben beigebracht hat. Was soll ich jetzt noch Anderes ergreifen, wozu habe ich Fähigkeiten? Schriftsteller? Hm! Als ob ein Mensch ohne Knochen gehen könnte! Was sonst? Kunstschüler? Ja! Ich bin doch zu alt, um noch irgend etwas anzufangen!

Wenn Lies nicht wäre, meine gute, liebe Lies! Sie war die Einzige, die mir dieses nützliche Leben noch erträglich machte.

Da war ich angekommen.

Lies war noch nicht da. Auf dem Tische prangte ein prächtiger Strauß von Marschallnietrosen, auf dem Bett lag das neue Kleid sorgsam ausgebreitet. Von wem mochten die Rosen sein? Es lag ein zierliches, hellrothes Kouvert zwischen den Blumen. Da kam Lies athemlos in das Zimmer gestürzt. „Herr Gott! Herr Gott! Wie spät es schon ist! Ich werde ja garnicht fertig!“

„Und mich siehst Du garnicht?“

„Ach ja, ja, Georg, es ist nett von Dir, daß Du gekommen bist,“ und sie küßte mich pflichtschuldig.

„Da sind Blumen für Dich.“

„Ach, wie reizend von Dir, Georg!“

„Nein, von mir sind sie nicht.“

„Aber, von wem denn sonst? Wer sollte mir denn Blumen schicken?“ rief Lies im Tone des höchsten Erstaunens.

„Da — es ist ein Kouvert darin.“

Sie riß es auf.

„Ach, von Eugen —“ und wurde blutroth — „Herru — Salle — wie aufmerksam von ihm!“

„Lies, wie kommt er dazu, Dir Blumen zu schicken?“

„Wie — er dazu kommt —“ stotterte Lies, „er — er — er — hat gar keinen Grund. Ach, Du — Georg —“ sie lachte. „Du witterst auch hinter Allem was. Wie kann man nur immer so eifersüchtig sein!“ Sie küßte mich, und drohte mit dem Finger. „Ich bin Dir ja doch gut!“

So eigenhüchlich hatte sich Lies noch nie mir gegenüber benommen.

„Lies, Du treibst falsches Spiel mit mir!“

„J i i h?“

„Ja, Du!“

„Aber, Georg!“

„Lies, sag' mir, ist etwas vorgefallen?“

„Aber, Georg, ich versichere Dich — nein, was Du auch immer hast!“

Und plötzlich fiel sie mir mit krampfhaft hastiger Zärtlichkeit um den Hals und küßte mich heftig.

„Ach, Georg, ich muß mich ja anziehen,“ unterbrach sie sich. „Ach — sieh nur einmal mein neues Kleid!“

„Nun, ich will Dich nicht aufhalten, Lies!“

„Ach, Georg, bleib' doch da, ich möcht' doch noch ein bißchen plaudern. Weißt Du, ich hab' Dir im Geschäft Alles fertig gemacht, Du brauchst es nur morgen wegzuschicken. Der Winder hat' so mit mir geschimpft, weil ich etwas falsch habe beschreiben lassen. Die ganzen Kartons, meinte er, wären zum Teufel!“

Sie sprach und lachte fortgesetzt, während sie sich umzog und zwar mit so fieberhafter Hast und unendlicher Lustigkeit, daß es mir schien, als wolle sie mich nicht zu Worte, nicht einmal zum Denken kommen lassen.

„Ja, Lies, ich muß aber jetzt nach Haus! Abholen kann ich Dich leider nicht, denn ich muß früher da sein, wie Du!“

„Ach, bleib doch noch bei mir, Georg! Wer weiß, wann Du wieder einmal zu mir kommst!“ bettelte sie.

„Aber, Lies, Du bist wirklich heute merkwürdig! Als ob ich nicht fast jeden Tag zu Dir käme! Adieu — Lies!“

„Ach, bleib doch noch bei mir!“

„Nein, nein! Ich kann nicht!“

„Dann gib doch wenigstens noch einen recht schönen Kuß!“

„Da!“

„Noch einen — noch einen — noch einen! — Adieu, Georg!“

„Adieu, Lies!“

Nein, wie merkwürdig sie war.

Raum war ich aus dem Haus getreten, als ich Eugen traf. Im flatternden Havelock und Sammethut machte er den Eindruck eines durchgefallenen Theaterchülers.

Er wurde verwirrt, als er meiner ansichtig wurde, faßte sich aber schnell, eilte mit erzwungener Freundlichkeit auf mich zu und streckte mir grazios die Hand entgegen.

Er freute sich sehr, mich endlich zu treffen, denn er hätte mir noch unendlich viel Wichtiges mitzutheilen. Ob ich daran gedacht hätte, daß — und er begann mich mit einer Fluth von Kleinigkeiten zu überschütten, die schon seit Wochen erledigt waren.

Er sprach schnell und überhastet und begleitete mich wohl durch sechs Straßen, bis er sich plötzlich von mir verabschiedete, da er noch etwas äußerst Nothwendiges zu besorgen hätte.

Der Saal war wirklich bis auf den letzten Platz gefüllt und die Zuschauer machten nicht einmal einen schlechten Eindruck. Zwar war auf ihren Gesichtern nichts zu lesen, was auch nur mit Ernst und Urtheilskraft eine Ähnlichkeit gehabt hätte, aber die Vorhenden der Herren waren unbedingt tadellos sauber und frisch gebügelt; die Hälse und bloßen Arme der Damen schienen für heute besonders weiß gepudert zu sein. Das stummerte und glitzerte von Perlstückereien, rauschte von altmodischen Seidenkleidern, bligte und strahlte von Ohrringen, Arm-

reifen und Halsketten! Wie das wogte, wie das plauderte, und man sprach von nichts, wie von dem neuen Stück; daß es doch so sehr gut sein sollte — sein sollte — und daß sich schon mehrere große Theater um dasselbe beworben hätten; der Verfasser solle noch sehr jung sein und zu den schönsten Hoffnungen Anlaß geben. Wer es wäre, dürfte man ja nicht sagen, aber er wäre Allen aufs Vortheilhafteste bekannt. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so würde man einstweilen seinen Namen unter den ersten des Landes nennen.

Die großen elektrischen Lampen erloschen plötzlich, eine zitternde Erwartung legte sich über die Gesellschaft. Man hörte nur das Athemholen und aus der ersten Reihe ein: „Ja, ich sage Ihnen, es ist sehr gut.“ Ein grelles Lanten — der Vorhang wallte empor. Wie sie lauschten, wie sie spitzten. Der erste Akt ging ohne besondere Schwierigkeiten von statten. Und als der Vorhang sich senkte, brauste ein Beifallsturm durch den Saal und der zügellose, entseelte Theaterpöbel schrie, kreischte, brüllte nach dem Verfasser und den Darstellern. Eugen, welcher wohl nur auf diesen Augenblick gewartet hatte, stürzte vor die Rampe und verbogte sich, huldvoll nach allen Seiten lächelnd. „Ich hoffe, es wird gefallen,“ rief er mir zu, als er zurücktrat. Auch der zweite Akt ging ohne Anstoß vorüber.

Als Lies, welche ihren Vater suchte und mit dem Bankierssohn schnell einige verständnißinnige Worte zu wechseln hatte, die Bühne betrat, klatschte und jubelte das Publikum vor offener Szene, ohne daß sie auch nur ein Wort gesprochen hatte, auf den ersten Blick war es Allen klar, daß sie, und nur sie, die einzige wirkliche Schauspielerin des heutigen Abends wäre. Möglich auch, daß ihr schönes Gesicht die meist noch jugendlichen Zuschauer, die gegen so etwas nie unempfindlich, verblüffte. Hinter der Szene lag Fräulein Mary Stempel in Weinkrämpfen, denn sie war fest davon überzeugt gewesen, daß ihr und keiner Anderen am heutigen Abend aller Beifall gebühre. Als Lies abtrat, war sie mit Blut übergoßen, und als ich sie anrief, antwortete sie nicht einmal, sondern ging weiter; ich schrieb es ihrer augenblicklichen Erregung zu.

Der Vorhang fiel, derselbe Beifall, derselbe Jubel, dasselbe Aufen nach dem Verfasser und den Darstellern. Eugen verbogte sich wohl achtmal, sein Gesicht strahlte, und wirklich, er that mir im Augenblick leid, denn ich sah, daß ihn Stolz, Freude und Zwerficht erfüllten; sah Träume seine Stirn umschweben, die ich selbst oft genug geträumt hatte, und sah Wünsche und Hoffnungen, ruheloße Nächte, Jahre voll Enttäuschung und endlich ein schmerzvolles Unterliegen. Der dritte Akt, auf den ich meine ganze Erwartung gesetzt hatte, war der einzige im ganzen Stück, welcher zwei bis drei annehmbare Szenen enthielt. Von Plagwitz pünktete wirklich mit großer Routine den Kommerzienrath um einige Tausend an (es schien mir, als ob der Herr Lieutenant hierzu Studien im wirklichen Leben gemacht hätte) und verlobte sich nachher mit gleichem Geschick mit der Tochter, für die der Buchhalter eine stille, aber unerwiderte Liebe hegte. Auch hier schienen mir Studien vorangegangen zu sein.

Die Gartenzene! Wenn nur wieder kein Baum umfiel oder Sackhen auf einen Tisch gestellt würden, der nicht vorhanden war, so Hoff ich, würde sie anstandslos vorübergehen und das Stück retten. Was später kam, war Alles dazu angethan, den guten Eindruck, den das Stück bisher gemacht hatte, endgültig zu zerstören. Schon beim Beginn der Szene, bei den ersten schüchternen Worten der beiden Spielenden, legte sich über Alle eine athemlose Spannung. Die Augen der Zuschauer schienen sich zu vergrößern und ein Zittern, ähnlich dem Vibrieren einer Uhrfeder, lief durch die Reihen. Ein Jeder ahnte, was hier folgerichtig kommen müsse. Auch ich wurde von dieser Erwartung ergriffen und ich weiß nicht, war es die Wirkung der vorhergegangenen Erregung und meiner bis zur Ueberreiztheit gespannten Aufmerksamkeit, ich begann plötzlich am Körper zu zittern. Es schien mir, als ob Lies im Anfang etwas befangen spielte, als ob sie selbst Angst hätte vor dem Ende dieser Szene, aber plötzlich kam es wie eine

Erlösung über sie. Ihr Spiel wurde frei, ihr Lachen ungezwungen, die ganze Figur schien aufzuleben und ihre höchste Lebenskraft zu entfalten. Und als sie ihm den ersten Kuß gab, war es nicht mehr zu glauben, daß man dieselbe vor sich hätte, wie vorhin. Ihr Spiel wurde von Minute zu Minute natürlicher, sie lachte und küßte, küßte und lachte, und plötzlich — nein, das war kein Spiel mehr, das war Wahrheit! Wahrheit! konnte kein Spiel sein — lag sie in seinen Armen. Ich sah, wie ihre Augen halb geschlossen waren, wie sie bebte und zitterte — wie damals! Aber die Lider erhoben sich nicht, Eugen rann ein dicke Blutstropfen über das Kinn; seine Partnerin hatte ihn in die Lippen gebissen. Ich ließ den Vorhang fallen. Man rief nach Wasser, aber Keiner dachte daran, etwas heran zu bringen. Da nahm Eugen, welcher sich wieder gefaßt hatte, Lies wie ein kleines Kind auf den Arm und trug sie fort. Als er sie aufhob, öffnete sie die Augen und sah ihn an, und dieser Blick sagte mir, daß Lies von heute an nicht mehr zu mir, sondern zu Jemem gehörte. Draußen aber brüllte, klatschte und jubelte das Publikum und rief wie wahnsinnig nach den Darstellern, denn es dachte ja, das Stück wäre so eingerichtet, daß der Vorhang unbedingt hier fallen müsse. Wie die Vorstellung weiter verlief, weiß ich heute nicht mehr, ich weiß nur, daß Lies mich weinend bat, ich solle von ihr nie etwas Schlechtes denken und sie könne nicht anders.

*

Die jetzt kommende Zeit war für mich mit die schwerste meines Lebens. Ich hätte nie gedacht, daß in mir eine Leidenschaft so tief wurzeln könne. Meine Mutter zergrämte sich schier, wie schlecht ich aussähe, warum ich fast garnichts äße und Abend für Abend zu Hause bliebe, ohne mit Jemand ein Wort zu reden oder nur irgend eine Beschäftigung vorzunehmen. Aber trotz all ihrem Mitleid und all ihrem Zureden gelang es ihr nicht, den Grund zu erfahren.

Sie begann, mich wie einen Kranken mit äußerster Schonung zu behandeln, mir Alles aus dem Weg zu räumen, was irgendwie für mich störend war. Es wäre mir ja auch ein Leichtes gewesen, Lies wieder an mich zu ziehen. Ich glaube, es hätte nur eines Wortes bedurft. Aber gerade dieses eine Wort sprach ich nicht; denn eigentlich fühlte ich mich glücklich, endlich frei und dem Zwange entronnen zu sein; ich begann auch langsam geistig wieder aufzuleben, indem ich mich allen banalen Vergnügungen fern hielt; aber in schlaflosen Nächten schrie ich fast vor Sehnsucht nach ihr, und stand stets mit dem festen Vorsatz auf, heute das Nachwort zu sprechen, von heute an unser Verhältnis wieder das alte sein zu lassen; und doch, eine ungewisse Furcht hielt mich davon ab, eine ungewisse Furcht, die sich endlich bis zur offenen Abneigung steigerte. Denn so wie Lies meinen leidenden Händen entronnen, so waren auch all die zarten und feinen Regungen ihrer Natur verschwunden und das von den Eltern ererbte unfeine, jener mir unerklärliche Zug drückte dem Gesicht, den Bewegungen und dem Wesen seinen Stempel auf, überwucherte das Gute an ihr, wie Disteln die Haferfaat. Möglich auch, daß sie aus Trotz, gerade in meiner Gegenwart, diese Seite des Charakters nach außen kehrte. Nur einmal, als ich sie still beobachtete, sah ich, wie ihre Augen mit Thränen gefüllt waren und sie fortgesetzt verstohlen zu mir herüberblickte. Ich that, als ob mich diese Blicke nichts angingen und vertiefte mich in meine Arbeit.

Soviel ich mir aber auch Mühe gab, die Fehler, welche Lies im Geschäft machte, zu vertuschen, ja theilweise dieselben auf meine eigene Kappe zu nehmen, so war es mir doch oft nicht möglich, sie vor Verweisen zu schützen, ja, man drohte ihr sogar, falls ihre Arbeit nicht eine korrektere würde, müsse man sie unbedingt aus dem Geschäft entlassen, und es bangte mir aufrichtig um ihre Zukunft!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ursprung des Duells.

Von Manfred Wittich.

In einer Reihe von schönen Arbeiten über die Geschichte des Duellwesens (oder besser Duellunwesens) hat Professor v. Below so gründlich als nur möglich dargelegt, daß besagter grober Unfug durchaus nicht, wie noch fortwährend bis zum Ekel gepredigt wird, echt altdeutscher Ursprungs, eine edle Vordäter-Sitte ist, erwachsen aus dem echt germanischen Ehrbegriff. Mit seiner Ableitung aus den mittelalterlichen Einrichtungen des gerichtlichen Zweikampfes, der Fehde und des Turniers ist es nicht, wie v. Below überzeugend nachgewiesen hat.

Woher stammt nun aber das moderne Duell in Wirklichkeit? Im Lande des Don Quixote, des Ritters von der traurigen Gestalt, „dem das Gehirn ausgetrocknet war,“ wie Cervantes sich ausdrückt, in Spanien ist es zuerst geschichtlich nachweisbar. Kennzeichnend ist es übrigens, daß diese ersten Erwähnungen (von 1473 und 1480) Duellverbote sind, welche das Provinzialkonzil von Oranda und ein König von Kastilien erließen. Spanien, das Land des steifsten Zeremoniells und des dünnelhaftesten Ritter- und Adelsstolzes, als Heimath des Duells anzunehmen, empfiehlt sich ganz besonders.

Nicht ohne starken Hohn weist v. Below darauf hin, daß auch bei den Botokuden und Indianern die ritterliche Übung des Duells oder doch ganz entsprechende Landesbräuche sich nachweisen lassen. Beim Verkehr mit den Letzteren konnten die Landsleute Don Quixotes sich besonders angeheimelt fühlen, wie denn auch Gneist darauf hingewiesen hat, „daß in Louisiana das Duell einen Beigeschmack indianischer Sitten habe.“

Welche Antriebe der Volksfittte, den sozialen Anschauungen und religiösen Vorstellungen bei jenen „Wilden“ die duellähnlichen Einrichtungen ins Leben riefen, lassen wir hier unerörtert, wiewohl die neuere Völkerkunde uns, wie in so vielen kulturgeschichtlichen Fragen, gewiß interessante Winke geben könnte auch für diesen Punkt.

Bei zwei anderen romanischen Völkern: Italienern und Franzosen, findet sich das Duell ganz bräuchlich im 15. und 16. Jahrhundert, daneben auch eine reichhaltige Literatur darüber. 1509 ging Papst Julius II., aus dem Hause Rovere, den Karl Grün einen trunksüchtigen Husarengeneral nennt, der also selbst das Soldatenleben genau kannte, gegen die Duelle im Kirchenstaate streng vor und tabelte, daß solche um der geringsten leichten ehrverletzenden Worte willen ausgefochten würden.

Ein anderer italienischer Geistlicher, Luthers Gegenpart, der Kardinal Cajetan († 1534), schreibt in seiner Erläuterung der Summa theologiae des Thomas von Aquino, das Duell gelte viel bei den Narren (apud idiotas), nichts bei den Weisen; eine Anmerkung läßt aber den Schluß zu, daß das Duell sehr verbreitet und die Mehrzahl seiner Landsleute in dieser Beziehung Idioten gewesen sein müssen.

Der angesehenere italienische Jurist Alciati (1492 bis 1556) schrieb ein Rechtsgutachten und ein besonderes Buch über das Duell und bemerkt unter Anderem, daß einige italienische Fürsten dasselbe gestatteteten, zu denen er die französischen Herrscher in Gegensatz stellt.

Aber gerade in Frankreich herrschte bald eine förmliche Duellwuthsüchse. Französische Könige, unter ihnen der Haudegen Franz I., hatten ihr Vergnügen daran, Duellen zuzusehen. Mit dem Faulenzerleben der Herren Duellanten bringt (1835) ein französischer Schriftsteller Fongerou de Campinolle Entstehung und Verbreitung des Duells in Zusammenhang, indem er sie als Zeitvertreib (passe-temps) bezeichnet, und der polnische Historiker Lelewel betrachtet als ihren Mutterboden den Müßiggang; ausdrücklich hebt er hervor, man habe sich mehr unter Napoleon als unter den Russen, und vornehmlich unter den sittenlosen Emigranten, den Vornehmen, welche vor der französischen Revolution ins Ausland flohen, duellirt.

Gerade unter den erbärmlichsten Herrschern Frankreichs, namentlich unter dem traurigen Heinrich III.,

befestigte sich die Duellwuth. Von dieser Drahtpuppe auf dem Throne sagt der französische Historiker Martin: „Die Duellwuth nahm immer mehr zu“ bei den Adligen seit der Regierung Heinrichs III., der, besessen von einer weiblichen Gier nach sicherhaften Erregungen, seine Gunst nur an Duellanten verschenkte. Der Zweikampf war zu einer Art epidemischer Tollwuth geworden. Man schlug sich aus den wichtigsten Gründen und selbst ohne solche, einzig um seinen Muth und seine Geschicklichkeit zu zeigen. v. Below fügt dem noch die Bemerkung bei: „Duell und Mordmord schließen sich gegenseitig keineswegs aus! Man darf im Gegentheil behaupten, daß da, wo das Duell blüht, im Allgemeinen auch der Mordmord blüht . . . und Heinrich III., der das Duell schütz und pflegt, ist zugleich einer berüchtigtesten Mordmörder.“

Unter Heinrichs Nachfolger rechnet man auf zwei Todesfälle beim damaligen französischen Adel einen Duelltod. Der philosophische Schriftsteller Montaigne sagte damals: „Setzt drei Franzosen in der Lybischen Wüste aus, sie werden keinen Monat zusammen leben, ohne sich zu raufen und zu fragen.“

Und während der achtjährigen Minderjährigkeit Ludwigs XIV. hat man berechnet, daß viertausend Mitglieder der damaligen französischen Adligen im Duell fielen. Es gehörte ja zum guten Ton und zur adeligen Lebensführung, möglichst viele Duelle anzufechten, es galt für standesgemäß und ehrenvoll für den Krieger und vornehmlich für den Edelmann in den Ländern romanischer Zunge.

Daß von dorthier das Duell nach Deutschland kam, ergeben auch die Formen wie die Kunstausdrücke des Duellwesens bei uns Deutschen.

Die Vertheidiger des deutschen Ursprungs des Duells können vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts keinen quellenmäßigen Beleg beibringen, behaupten aber doch, am Ausgang des Mittelalters und besonders zu Zeiten mangelnder Gelegenheit zur Bethätigung kriegerischer Tapferkeit und beim Aufhören der mittelalterlichen Rechtseinrichtungen des gerichtlichen Zweikampfes und des Fehdewesens durch den Landfrieden und durch Einführung des römischen Rechtes habe altgermanische Rechtsanschauung und altgermanische Kampflust in den Kreisen der Edelsten und Besten der Nation noch ihre Stütze in dem Duell gefunden.

In Wahrheit aber hat es nirgends zu den Zeiten, in denen das Duell besonders in Flor stand, an kriegerischen Vorgängen gefehlt. Im Gegentheil ist sicher anzunehmen, daß die in Kriegen wild aufwuchernde Verrohung geradezu der günstigste Boden für den Duellwahnsinn gewesen ist, den die spezifischen Kriegerstände als Standeszeichen auch zu Friedenszeiten beibehielten.

Eine sicher ganz wesentliche Förderung erfuhr das Duellwesen in Deutschland ebenso wie in seinem Mutterland — oder wenn es in Spanien, Italien und Frankreich sich in jedem Lande selbstständig entwickelt haben sollte: in seinen Mutterländern — durch die Auflösung des mittelalterlichen Heerbannes und die Einführung der Söldnerheere.

Für das deutsche Kriegswesen kommen hier vornehmlich in Betracht die schweizerischen „Reisläufer“ und die „frummen“ Landsknechte, bei denen wir einen Augenblick verweilen müssen, weil ein solches Söldnerheer in der That sozusagen einen Staat im Staate bildete.

Ein amt- und pflichtmäßiger Sachkenner, der königlich bayerische Oberstabsauditeur und Richter am Militärbezirksgericht Würzburg, sagt über diesen Gegenstand: „Die für ihre Person ungebundenen deutschen Bauern- und Bürgerleute vom Pflug oder der Werkstätte auch unter die fürstlichen Fahnen zu stellen, gelang nur dadurch, daß man ihnen eine Rechtsverfassung gab, die von Ursprung an eine freie, gesetzliche, durch altes, aus verwandten Institutionen entlehntes Herkommen geheiligte war, zugleich aber den Besonderheiten des Kriegeslebens, wie insbesondere dem Standesstolze wie dem stark kameradschaftlichen Wesen des persönlich sich hoch fühlenden Landsknechts Rechnung trug.“

Doch schon vor der „Erfindung“ der Lands-

Knechte durch den letzten Ritter, Kaiser Maximilian I. (1487), war dasselbe der Fall bei den Schweizer Söldnern oder Reisäläufnern. Ueber diese bemerkt unser eben angeführter sachverständiger Gewährsmann, in Uebereinstimmung mit allen uns bekannten Quellen und Forschungen: „Zunächst durch Vertrag mit Hauptleuten von Ruf, dann, von 1480 ab,* meist durch Vertrag mit der schweizer Regierung gewonnen, blieben diese Söldlinge jederzeit „Schweizer“, landsmannschaftlich und genossenschaftlich zusammengehaltene Truppenkörper. Durchweg war die Militärjustiz der Schweizer, ob sie Frankreich, Spanien, Neapel, dem Papste oder sonst wem dienten, eine selbstständige, durch Verträge geschützte. Sie hatten eigene Justizoffiziere, eigene Gerichtsverfassung und eigenen Prozeß.“

Bei einem schweizerischen Söldnerheer kam also zu dem besonderen Ständebewußtsein, das immer und allezeit den waffentragenden Kasten, Klassen und Gesellschaftsorganisationen irgendwelcher Art eigen war und heute noch ist, der besondere Nationalstolz auf den in aller Welt verbreiteten Kriegsrühm der Schweizer als solcher hinzu, von dem die Lieder des 14. und 15. Jahrhunderts so viel singen und sagen.

Wichtig ist der Umstand, daß diese fremden

* Der letzte Rest der schweizer Reisäläuferei ward erst 1859 von der schweizer Bundesversammlung beseitigt.

Söldner sich bewußt waren, daß sie mit dem sie miethenden Fürsten, dem obersten Kriegsherrn national und politisch in gar keinem Zusammenhang standen, wenn auch z. B. noch am 9. und 10. August 1792 die Schweizer Ludwigs XVI. treu bis zum letzten Athemzug ihr Blut mit aller schweizerischen Tapferkeit versprigten. Es war diese Treue gegen ihren Soldherrn bedingt durch die gegen ihre eigentliche Regierung in der Heimath, die schweizerische.

Noch ein Umstand kommt hinzu, der im 14. bis 16. Jahrhundert die Söldnerheere zu schwimmenden Rechtsinseln im Staate eines kriegführenden Herrn machte. Landsknechte, wie schweizerische und andere Söldner wurden meist nicht unmittelbar von den kriegführenden Fürsten oder Regierungen in Sold genommen, sondern von Spekulanten „in Krieg“, die durch Tapferkeit, Glück und Kriegsgeschick ein besonderes Ansehen genossen.

Diesen Verberherren, italienisch Condottieri, zahlten den Söldnern den Sold, natürlich nicht ohne von den von der kriegführenden Regierung erhaltenen Summen ein wenig Unternehmerrgwin, jedenfalls ihren persönlichen Unterhalt und Aufwand abzuziehen. Ihnen zunächst waren die Söldner persönlich und wirtschaftlich verbunden und abhängig, und mit ihnen wechselten die Söldlinge, falls bessere Aussicht, höherer Lohn usw. winkten, ohne Gewissensbekenntung die Partei.

Dieses Gefühl der Losgelöstheit von dem Kriegsherrn, von dessen Volk und Staat und dessen Einrichtungen, förderte wesentlich das besondere Ständebewußtsein der Krieger, und war nicht nur bei dem gemeinen Söldner, sondern aus naheliegenden Gründen gewiß in noch viel höherem Grade bei dem Offiziersstab des Söldnerheeres vorhanden. Es blieb auch so bei den Landsknechten deutscher Abkunft zu Maximilians Zeit und nachher.

Wenn jeder gemeine Söldner sich als etwas Besonderes wußte allen den Bürgern des Staates gegenüber, dem er augenblicklich diente, mußte dies bei den über ihnen stehenden Offizieren in der That noch stärker der Fall sein. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß die Sonderlehre der Offiziere zwar zum Theil auf ihrer persönlichen sozialen Höherstellung im Volksverband zur Friedenszeit beruht, aber im Kriegslager der Söldnerheere ganz wesentlich entwickelt und ausgebildet wurde.

Es ist nicht meine Aufgabe, des Näheren darzulegen, wie adelige Annahme und Landsknechtshochmuth auch in den späteren Jahrhunderten für die Fortdauer der Duellensitte den geeigneten Nährboden geliefert haben. Es war hier nur die Frage nach dem muthmaßlichen aber sicher un deutschen Ursprung dieses Unwesens, so weit wie es möglich ist, zu beantworten.



Mühle im Frühjahr. (Zu unserer Wille.) Endlich — endlich hat die Erde die starren Fesseln zerbrochen, die ihr der Winter, der kalte, graue Tyrann auf Monate ausgezwungen hat. Aber jetzt ist er vertrieben — endlich hat Mutter Erde die Hände frei und dehnt sich, streckt sich neuem Leben, neuem Lieben entgegen. Die Bäume und Sträucher haben ihren weißen Winterpelz aufs Leihhaus getragen und oben und unten, an allen Zweigen und Zweiglein regt sich ein neuer Saft. Red wagen sich die grünen Spizchen hervor und guten neugierig in die Welt, in der sie in wenigen Monaten als volles, schattenspendendes Laubdach den Menschen die allzuthuren Sonnenschirme sparen. Und überall und überall legt er herum, der tolle Junge, Venz genannt; nicht allein in der Großstadt blüht er sich auf, den lungenenden Spiegheln den Hut von der Stirn zu jagen, des Großstadtlebens satt zieht er hinaus aufs Land, auch dort den letzten weißen Flocken hinwegzublasen, dem Leben, dem Frühling, dem kräftigen, muthwilligen Sich-Ausleben den Weg zu bereiten. — Und auch in den einsamen Waldwinkel ist er gedrungen, in dem die unermüdete Mühle nun bald sechs Monate gestreift hat. Aber jetzt geruht sie die Arbeit wieder aufzunehmen; die letzten Eistrunden sind verthaut, reich und reicher stürzen die Wassermengen über das große Rad und treiben es unwillkürlich zu neuer Arbeit an. „Schneller, schneller“, schnattern die Gänse, die sich zum ersten Frühlingstorsso eingefunden haben und wissen, daß es in früheren Zeiten, daß es zu ihrer Zeit viel schneller ging. „Ja, ja — zu unserer Zeit“ schnattern sie unter sich — „zu unserer Zeit“ — aber, aber „Frau Böttichern hat gesagt, die Mühle mühte jetzt langsamer gehen.“

Der naturwissenschaftliche Beobachter.

Die Verwendung des Gasglühlichtes, das sich in den letzten Jahren so außerordentlich verbreitet hat, hat nun endlich eine Erweiterung erfahren, nach der man so lange vergeblich gesucht hatte. Zuerst nur bei Leuchtgas angewendet, wo der Glühkörper (Strumpf) von einer schon vorhandenen Luftmischung gespeist wurde, war es von Anfang an das Bestreben der Techniker, unser flüssiges Leuchtmaterial, das Petroleum, zur Erzeugung des Glühlichtes zu benutzen. Das Petroleum erfreut sich seiner Billigkeit und Transportfähigkeit wegen einer Beliebtheit, die vom Tage seiner Einführung der weiten Verbreitung dieses „brennenden Wassers“ in einem Maße förderlich war, daß es schwerlich heute (erst 38 Jahre seit dem Beginn der Ausbeutung in Nordamerika, es war nämlich schon früher bekannt) irgendwo nicht gefunden werden könnte. Es galt das Petroleum, wenn es für Gasglühlicht brauchbar sein sollte, leicht in gasförmigen Zustand überzuführen. Diese Aufgabe konnte bisher nicht gelöst werden. Stellte sie doch an

das Petroleum Anforderungen, die den geraden Gegensatz zu den bisherigen bildeten. Gutes Petroleum für eine Petroleumlampe darf erst bei 430 Grad Celsius brennbare Dämpfe abgeben und soll ohne Docht gar nicht brennen. Das Erd- oder Steindl, wie man es fand, mußte bisher zuerst raffiniert, d. h. einem Reinigungsprozeß unterzogen werden, dessen vornehmstes Nebenprodukt das bekannte Benzin ist. Da in der Noth der Teufel bekanntlich fliegen ist, so griff man für die Speisung von Glühkörpern zu einem anderen, weit verbreiteten, flüssigen Brennmaterial, das sich selbst in den dampfförmigen Zustand umwandelt, zum berühmten Alkohol. Unsere preussischen Schnapsjunker sahen schon eine neue Aera herantreten, wo ihrem Fabrikat dieses ebenso ungeheure wie ungeahnt große Absatzgebiet winkte. Aber es kam anders. Ein Ingenieur Lukas (Berlin) hat eine Petroleumgasglühlichtlampe (welch ein Wort!) erfunden. Sie ist noch nicht im Handel. Nach den Berichten beruht ihr Prinzip darauf, daß zu dem erwärmten Petroleum reichlich atmosphärische Luft zugeführt wird, was die schnelle Vergasung des Petroleums ermöglicht. Das ungenügend raffinierte russische Petroleum eignet sich für die Lampe besser, als das amerikanische. Die Kosten sollen sich, auf den gleichen Lichteffekt bezogen, auf $\frac{1}{3}$ der bisherigen Nutzungsweise des Petroleums belaufen. Hippocrates.

Schnitzel.

Der Tag beginnt, und wieder müßt Du wandern
Ins altgewohnte Joch nach Deinem Brod;
Du hörst im Schmerzenssang der Andern
Das Echo nur der eigenen Noth.
Ach, was Du denkst, ist Raht und Maß und Wage,
Ach, was Du treibst, ist Trug und Streit,
Die Plage theilt sich mit der Klage
Erbarmungslos in Deine Zeit.

Rast. Bek.

Die Wahrheit.

Allmächtig ist der Wahrheit Schimmer,
Die Geister unterdrückt ihr nicht!
Dreht an der Pflanze, dreht nur immer,
Es kehrt sich jedes Blatt zum Licht.

Als Wegzehrung.

Gott weiß, Du bist ein braver Junge,
Und neune solcher machen zehn.
Dein Herz ist nie wie Deine Zunge,
Und schwerlich wirst Du untergehn.
Du wagst noch niemals eine Lanze,
Und singst von Liebe nur und Venz,
So zieh denn hin, mein Freund, und tanze
Den Giertanzen der Konventionen.

H. Jots.

Undank.

Wunderst Dich, daß Du vergessen bist,
Und daß sie Dir nicht mehr Bidat schreiben?
Wenn jeder Einzelne undankbar ist,
Wie soll ein Publikum dankbar sein?

Das Leben hat sich nicht genug verteuert,
So lang die Lust noch unbesteuert.

Ed. Bauernfeld.

Erkenne.

Erkenne dein Schibboleth,* neue Welt,
Die Nacht, die alle früheren bezwungen.
Dort zieht es hin, von dem Gewinn geschwellt,
Der zu erringen ist, und der errungen.
So zieht die Hände in den Taschen drin,
Sein Bäuchlein schleppend durch der Straße Mitten,
Zur Börse hin
Der Handelsherr mit Triumphator-Schritten,
Und rechnet unterwegs geschickt im Sinn,
Wie viel der letzte Sieg ihm eingetragen,
Und was er für die nächste Schlacht darf wagen.

Fr. Dingelstedt.

* Ober Schibboleth, Erkennungswort, Lösung. Dieses Wort liehen die von Jephtha geführten Gileaditer nach ihrem Siege über die Ephraimiten Jeben sprechen, der eine der von ihnen besetzten Jordansburgen überschritt (das Wort bedeutet selbst: Furt, Strömung), an der Aussprache: Schibboleth erkannten sie den Ephraimiten und machten ihn nieder.

Räthsel-Ecke.

Silben-Räthsel.

Aus nachstehenden 41 Silben: bach, da, da, den, e, e, eb, el, fen, ga, ge, ge, gi, gra, ha, ha, laus, le, lel, mag, mus, na, nau, ne, ne, ner, o, or, pa, ran, re, reb, schen, tic, tis, tro, ver, vol, wald, wot, zel sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten je einen gefeierten Sängers des Proletariats nennen. Die einzelnen Worte bedeuten: 1. Spanische Provinz. 2. Sagenhafte Wesen. 3. Gebirge in Deutschland. 4. Eine Waffe. 5. Eine Blume. 6. Wetterbeobachtungsstation. 7. Physikalischer Begriff. 8. Schädliches Insekt. 9. Kleiner Ort in Böhmen. 10. Schriftstellerin. 11. Ein Thier. 12. Stadt im Elsaß.

Auflösung des Räthfels in Nr. 11:

Erb — arm — en.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Döstr. 14, richten.